

Ordensleben morgen*

*Wie hält es die „Mitte“ mit ihren „Rändern“?
Es ist weise und klug, so zu fragen.
Denn die Ränder bestimmen insgesamt
die Form einer Gesellschaft,
ihre Lebensform;
von den Rändern her entwickelt sie sich
oder stirbt ab;
dort sitzt ihr Tastsinn für das Neue,
das auf sie zukommt;
dort entscheidet sich
die Gesundheit ihres Stoffwechsels,
die Gutartigkeit ihres Wachstums;
dort, an den Rändern, lernt das System -
oder es verschließt sich
gegen sein eigenes Überleben.*

Adolf Muschg

Was ist Ordensleben? Jeder Ordenschrist wird im Laufe seines Lebens immer wieder über diese Frage nachdenken. Er muss geradezu über sie nachdenken, wenn er erlebt, wie die eigene Lebensform auch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und der Achtung des Volkes Gottes dabei ist unterzugehen. Als Leiter des IMS und des Fachbereichs „Leitung und Grundfragen des Ordenslebens“ ist sie mir über privates Interesse hinaus zur beruflichen Aufgabe geworden: in Umbruchszeiten wie unserer genügt es nicht, Aus-, Fort- und Weiterbildung für Ordensleute lediglich am geäußerten Bedarf zu orientieren. Es ist notwendig, Angebote zu machen, die dazu beitragen, dass das Ordensleben attraktiv, bedeutungsvoll und zukunftsfähig wird – gerade in unserer Gesellschaft. Solche Angebote kann man nur entwickeln, wenn man eine gewisse Antwort auf die Frage hat, was Ordensleben (morgen) ist; eine Antwort, die geläutert ist im Feuer der

Moderne mit ihren Ansprüchen an Autonomie und Rationalität; eine Antwort, die kritisch und herausfordernd ist, zur Auseinandersetzung anregt, auch die gesellschaftliche Relevanz dieses Lebensentwurfes bedenkt. Mein Antwortversuch ist vor allem spiritueller Art und soll Handlungsperspektiven aufzeigen, wie Ordensleben seinerseits Antwort werden kann: gelebte Antwort auf die in Jesus Christus gnadenhaft ergangene Selbstmitteilung Gottes. Die Lücke zwischen dem hier gebotenen Entwurf und der konkreten Praxis in den Gemeinschaften soll das IMS-Programm schließen helfen. Ziel unseres Kursangebotes ist es, die Umsetzung der Vision in die Praxis zu ermöglichen und dazu zu befähigen.

Was also ist mein Verständnis von Ordensleben? Im ersten Angang lautet meine Antwort: Ordensleben ist eine Form, Christ zu sein. Damit will ich verdeutlichen: Christsein ist das Erste, worum es heute geht, was Profil gewinnen muss, die Materie sozusagen. Christsein ist in sich selbst ein Weg, der zum Zweiten hinführt: es in der Form zu leben, die der Berufung der Person entspricht. Neben dem Ordensleben gibt es andere Formen der Christusnachfolge, z.B. die Ehe, die sogar eine eigene sakramentale Form darstellt. Aller Differenzierung der Wege zugrunde liegt aber die Taufe als das Sakrament des Christseins, des Glaubens. Damit der Suchende sich entscheiden kann, müssen die spezifischen Unterschiede z.B. von Ordensleben und Ehe als vorgegebenen institutionellen Formen von Christsein möglichst klar sein. Mein Rückgriff auf die Unterscheidung von Materie – der Nachfolge Jesu – und Form – der konkrete Lebensrahmen, in dem Christsein realisiert wird – lässt es zu, verschiede-

ne Formen kritisch zu würdigen, ohne einen Aspekt herausgreifen, ihn zum maßgeblichen Inhalt der spezifischen Differenz machen und die verschiedenen Formen danach dann als bessere oder schlechtere Christusnachfolge bewerten zu müssen. So erspart man nach ihrer Form Suchenden, das Schlechtere wollen zu müssen, ganz abgesehen davon, ob man so der Realität gelebter Ehe oder gelebten Ordenslebens wirklich gerecht wird. Vielmehr bildet das Gemeinsame des Lebens in der Nachfolge Christi die Basis, auf der die Spannungen zwischen den verschiedenen Formen des Christseins im Gespräch miteinander zur gegenseitigen Bereicherung, Ergänzung und Selbstbescheidung fruchtbar gemacht werden können und müssen.¹

Man kann nicht über Ordensleben nachdenken, ohne es zu sehen im größeren Horizont des Christseins und der Folgerungen, die sich aus einem Verständnis davon sowohl für das Menschenbild als auch für den Nachfolgeweg im allgemeinen ergeben. Darum zuerst ein paar Worte dazu.

1. Fundament

1.1 An Christus glauben

Christsein ist Nachfolge Christi, ist sich mühen auf dem schmalen Weg durch die enge Pforte (Mt 7,13f).

Ich versuche hier, den Ansatz ganz komprimiert darzustellen, den ich in der Ordenskorrespondenz Heft 4, 2005, als spirituelle Basis des „Ashram Jesu – Christliche Lebensschule“ ausführlicher aufgeschrieben habe.² Glaube an Christus ist im Kern Kreuzesnachfolge. Diese geschieht mitten im Leben in seiner Kultur und Gegenwart dadurch, dass man sich dem Leben stellt, statt sich abzulenken oder eine fromme, vielleicht tröstliche, bloße Parallelwelt zum Alltagsleben aufzubauen. Auf dem Weg der Kreuzesnach-

folge sind folgende vier Grundhaltungen zu realisieren: „Hineingehen – Aushalten – dem Stern folgen – Achtsam bleiben“. Ein solches Verständnis von Nachfolge ist universell und ermöglicht ein sach-, personen- und situationsgerechteres Verhalten, das letztlich Liebe ist. „Hineingehen“ bedeutet, die Wirklichkeit, wie sie ist, an sich heranzulassen, sich ihr auszusetzen. Die Wirklichkeit – meine persönliche, die Wünsche, Beziehungen, andere Menschen, die äußeren Umstände – wirkt ja auf mich, löst in mir etwas aus: Gefühle, Bewertungen, Impulse, ... sogenannte innere Bewegungen. Auf sie gilt es aufmerksam zu werden, wenn man „hineingeht“. Zweitens genügt es nicht, lediglich einen Blick darauf zu werfen und sich wieder abzuwenden, sondern es ist emotional „auszuhalten“ bei dem, was ist. Man muss die gegenwärtige Wirklichkeit im Bewusstsein anwesen lassen – d.h. sie annehmen, – und, drittens, auf das „Aufgehen des Sterns“ warten, nach dem man ausschaut. Dahinter steht, dass das Hineingehen zum Erleben von Spannungen führt, und dass es „Lösungen“ und Lösungen – einmal mit, einmal ohne Anführungszeichen – in dieser spannungsvollen Lage gibt: eine „Lösung“ kommt zustande unter dem unbewussten – und damit vorherrschenden – Diktat innerer Antriebe, die in „Tu' etwas, um diese unangenehme Lage nicht (länger) erleben zu müssen!“ konvergieren. Solche „Lösungen“ bestehen dann z.B. in der Verdrängung des Problems; seiner Idealisierung; darin, auf Utopien zu setzen; oder schlicht zu tun, was alle tun oder was einem früher auch schon einmal geholfen hat. „Wenn es brennt, renn' ich im Kreis und schrei' wie der Teufel“ ist sprichwörtlich dafür. Kurz: das eigentliche Ziel der „Lösung“ ist nicht deren Sachgerechtigkeit, sondern die Beendigung des Ausgesetztseins in einer konflikthaften Lage. Eine Lösung – ohne Anführungszeichen – dagegen ist Frucht des Durcherlebens der schwierigen Lage. Im Aushalten geschieht ja ein wirkliches Lernen, sowohl über die objektive Situation, als auch

D über die subjektiven Wahrnehmungsverzerrungen und ihre Bedingungen in der Person, wozu die ausgehaltenen Gefühle hinführen. Manch furchteinflößender Dämon hat sich schon bei genauem Hinschauen und Kontakt in einen echten Helfer verwandelt. Auf diese Weise wächst eine Lösung von innen her zu oder geht auf wie ein Stern, die tatsächlich sach-, personen- und situationsgerechter ist. Sie ist Frucht eines Integrationsprozesses, daher dynamisch, sinnvoll und versöhnlich, bisweilen beseligend. Immer besteht sie in einer geläuterten, vertieften Sicht der Wirklichkeit, die neues Verhalten überhaupt erst möglich macht. Im vierten und letzten Schritt geht es darum, „dem Stern zu folgen“ und „achtsam zu bleiben“, um die Lösung im Alltag zu leben.

Man könnte dies alles auch mit dem biblischen „Hören“ zusammenfassen: Hören heißt, an sich heranlassen, das Gehörte in sich hineinnehmen, es in sich bewegen, da-sein lassen, um am Ende des Prozesses dem zu ge-horchen, was sich mir als Lösung offenbart. Die Frucht davon, Christsein so zu leben, ist das Hineinwachsen in die Würde und Freiheit der Kinder Gottes...!

1.2 Menschsein

Diese Auffassung des christlichen Weges impliziert ein Bild vom Menschen als einem Wesen, das sich eben nicht gerne der Wirklichkeit, dem Leben, sich selber stellt. Begreiflicherweise: der Mensch riskiert damit, dass in ihm frühere überfordernde, ja womöglich sogar traumatisierende Erfahrungen wachgerufen werden, von denen er spontan annimmt, dass die damit verbundenen Gefühle von Angst, Schmerz, Ohnmacht, Scham, Schuld usw. ihn überfluten und auch heute noch überfordern – eine Annahme, die zwar mindestens fragwürdig ist, von der er aber ausgeht, solange diese frühen Erlebnisse unbewältigt sind. Und schlimmer noch: der Mensch lebt – aber auf seinen Tod zu. Er ist auf der Bühne der Welt nur eine begrenzte

Zeit. Im Tod muss er alles lassen. Dieses Wissen versetzt ihn in Panik, wenn es einmal die Wand des Verdrängten durchbricht. Der Hebräerbrief beschreibt die Menschen als lebenslang der Knechtschaft verfallen; der Grund dafür: ihre Furcht vor dem Tod (Hebr. 2,15). Dieser Tod findet keineswegs so am Ende statt, dass man ihn heute vergessen könnte – auch wenn dies das landläufige Erleben beschreibt. Das Sterben beginnt mit der Geburt, ist jetzt, gleichzeitig mit dem Leben. Nicht nur muss auch das Sterben gelebt werden, wenn es offenkundig geworden ist. Auch mitten im Leben muss gestorben werden: in Abschieden, in Enttäuschungen, in Ohnmachten, Verlusten usw. In dem, was je jetzt ist und was es anzunehmen gilt, muss der Mensch damit rechnen, auch auf den Tod in einer seiner vielen Gestalten zu treffen.

Deswegen kann ihm das Sich-der-Wirklichkeit-Stellen schon gar nicht als ein Weg zur Erfüllung einer unersättlichen Sehnsucht erscheinen – nach Glück, nach Grenzenlosigkeit, Ewigkeit, nach Aufgehen in etwas Umfassenderem, Frieden usw. – mit der er andererseits ausgerüstet ist. In diesem Glücksverlangen treffen ihn immer wieder Erfüllung verheißende Objekte, nach denen er dann strebt. Aber sind sie erlangt, folgt auf einen vergleichsweise kurzen Moment des Glücks Langeweile und neues Verlangen. Bleibt er in diesem von seinem Glücksverlangen angetriebenen Rad des Habenwollens, Genießenwollens, Geltenwollens hängen, verliert er sich in Oberflächlichkeit, Beliebigkeit und Sucht. So ist er in einem Tetralemma gefangen, nicht zu bekommen, was er ersehnt, ohne vom Sehnen lassen zu können – auf dem ihm alternativlos erscheinenden Weg des Strebens: der hinabsteigende Weg des Sich-der-Wirklichkeit-Stellens – auch der Wirklichkeit seines Begehrens – ist ihm verborgen. Und selbst, wenn er um ihn wüßte, wäre er nicht in der Lage, ihn von sich aus zu wollen, es sei denn, er würde ihm Schritt für Schritt offenbart.

Als dem Adressaten der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus, traut das Evange-

lium dem Menschen mehr zu, als die Erfüllung seines Begehrens immer wieder neu zu erstreben und vor der Wirklichkeit, wie sie jetzt und hier ist, zu entfliehen. Deswegen ruft ihn das Evangelium zur Umkehr auf. Es fordert ihn auf, Jesus zu glauben, d.h. Jesu Weg als Heilsweg auch für ihn selbst mitzugehen. Der Weg Jesu zu Auferstehung, Herrlichkeit, Erhöhung, göttlichem Leben ist gekennzeichnet durch das Durchleben seines Menschseins und der Wirklichkeit bis in die Tiefe, ja bis in die Tiefen eines freiwillig auf sich genommenen Todes (Phil 2, 5ff). Das nüchterne und tapfere, aufrichtige und demütige Durchleben des Lebens, der eigenen Existenz und Person, der gesamten sogenannten condition humaine, der jeweiligen Wirklichkeit hier und jetzt: darin liegt der Weg zu einer sinnvollen Welt, in der der Mensch versöhnt mit sich und den anderen leben kann, zu Heilung und Reifung zu dem, der er ist. Seine Sehnsüchte werden darin übererfüllt und aufgehoben.

1.3 Geistlicher Kampf

Hieraus ist schon ersichtlich, dass Nachfolge Christi ohne Kampf und Mühen nicht möglich ist.

In der heiligen Schrift entdecken wir einen Jesus, der sich tagsüber in der Öffentlichkeit den unterschiedlichsten beanspruchendsten Situationen stellt (Heilung suchenden Aussätzigen, Besessenen, Angehörigen von Toten, verhassten Zöllnern, rechtenden Pharisäern...), sich privat seinen „nichts“ verstehenden und zankenden Jüngern aussetzt und früh morgens schon betet, manchmal ganze Nächte hindurch, wie es seine Gewohnheit war (Lk 22,39). Oder einen Paulus, der Mühen und Risiken auf sich nimmt, seine Ohnmacht bejaht und „alle Misshandlungen und Nöte, Verfolgungen und Ängste, die ich für Christus ertrage; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ (2 Kor 11,10)

Das Exerzitienbuch des Ignatius³ schildert Christsein als einen Kreuzzug, auf dem man

bei Tag sich abmüht und nachts wacht.

Ich glaube, Christen brauchen in unserer Zivilisation:

- ◇ ein Weniger an Ablenkung, weniger Konsum, weniger Tempo
- ◇ bei der Arbeit ist zu unterscheiden, welchen Zielen sie wirklich dient? Ob nicht häufig die vielen Aufgaben die Legitimation dafür abgeben, sich nicht selbst stellen zu müssen? Es wäre auch zu überprüfen, was wir tatsächlich mit all unserer Arbeit erreicht haben die letzten Jahre? Ob nicht weniger arbeiten daran wäre, ganz im Sinne von Jes 30, 15: „In Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung ...“? Ich meine: ja!
- ◇ ein mehr an Wachsamkeit für sich selbst: ohne „Merken“ der Störungen geschieht keine Entwicklung
- ◇ mehr Mut, Spannungen, Einsamkeit, Unzufriedenheit zu erleben und auszuhalten; genauer
 - ... mehr Selbstkonfrontation, sowohl durch andere, als auch durch geistliche Übungen;
 - ... mehr Disziplin, um auch in Spannungen bei sich auszuhalten.

1.4 Allgemeine Sendung

Aus diesem Verständnis von Christsein ergibt sich eine allgemeine Sendung zu den Menschen, mit denen der Christ in seinem Alltag zu tun hat. Sie liegt im Bezeugen des eigenen Nachfolgeweges und seiner Erfahrungen. Dieses Zeugnis braucht der Mitmensch, der ja seinen Weg in dieser Welt auch finden muss. Es mag ihn ermutigen und trösten, aber auch herausfordern und korrigieren. Ähnliches gilt auch für den Mitchristen und die Gemeinde, die sich darüber bildet.

1.5 Geistliche Räte

Jesus möchte, dass alle Menschen zum „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) gelangen, aber er erwartet nicht, dass alle tatsächlich auf Ei-

gentum, Sexualität und Selbstbestimmung verzichten (vgl. Apg 4,32 - 5,11). Deswegen müssen sich die sogenannten evangelischen Räte von Armut, Keuschheit und Gehorsam als Handlungsempfehlungen für alle Christen verstehen und auf die Nachfolge auf dem Weg Jesu beziehen lassen, der ja der Weg ist zu dem Ziel des Lebens in Fülle.

Ich nenne diesen Sinngehalt der Räte in Anlehnung an Ignatius von Loyola, der in den Geistlichen Übungen zwischen geistlicher und tatsächlicher Armut unterscheidet (GÜ 146f), das „geistliche“ Verständnis der Gelübde bzw. der evangelischen Räte:

„Geistliche Armut“ liegt dann darin, tatsächlich hineinzugehen in das, was ist; auf das eigene Erleben der Wirklichkeit aufmerksam zu werden und es zuzulassen, gleich ob es angenehm oder unangenehm ist; sich weder durch Flucht noch durch Angriff dagegen abzuschotten, sondern standzuhalten. Auf diese Weise entspricht die geistliche Armut dem Reinigungsweg der mystischen Erfahrung.

„Geistliche Jungfräulichkeit“ ist das Aushalten des spannungsvollen Zustandes, bis der Stern aufgeht. Trotz des vorrangigen Bezuges auf das weibliche Geschlecht gefällt mir hier „Jungfräulichkeit“ besser als „Keuschheit“ oder „Zölibat“. „Keuschheit“ als das sittlich geordnete Verhalten des Menschen in seinem Geschlechtsleben betont das voluntative Element, im Begriff „Zölibat“ steht die Verfügbarkeit für den Dienst am Evangelium im Vordergrund. „Jungfräulichkeit“ ist vor allem ein seelisches und dialogisches Geschehen, das erfasst, was sich ereignet im Aushalten der notvollen Spannung, bis der Stern aufgeht: die Jungfrau bewahrt sich selbst für den „Richtigen“ trotz allen Verlangens und aller Bereitschaft zur Hingabe. Da das Sicheinlassen auf die Wirklichkeit ständiges Tun der Nachfolge ist, kann die geistliche Jungfräulichkeit ständige Haltung sein, da eben der rechte Bräutigam, Gott, in aller Wirklichkeit entdeckt und begegnet werden soll. Da aus dem Aushalten und Durcherle-

ben der Wirklichkeit eine neue Sicht der Dinge, seiner selbst, des Evangeliums erwachsen, steht die geistliche Jungfräulichkeit in Bezug zum Erleuchtungsweg der Glaubenserfahrung.

Der „geistliche Gehorsam“ besteht darin, dem Stern zu folgen und achtsam zu bleiben, d.h. den Willen Gottes zu erlauschen und ihn umzusetzen in einen im allgemeinen widerständigen Alltag hinein. Denn die eigenen Gewohnheiten und die am Erhalten des Status quo interessierte Mitwelt – damit sie sich selber nicht verändern muss – machen Wandlung und Umkehr schwierig. Erlauschen wie Umsetzen des göttlichen Willens bedürfen der Achtsamkeit und Wachsamkeit, ja der Selbstdisziplin und Zucht, ohne die ein Leben in Würde nicht möglich ist. Ein Beispiel dafür ist die „Besondere und Tägliche Erforschung“ in den Geistlichen Übungen des hl. Ignatius (GÜ 24-31) als Mittel, um „sich sorgfältig vor jener besonderen Sünde oder jenem besonderen Fehler zu hüten, von dem er sich zu befreien und zu bessern sucht“: zweimal am Tag muss man auf einem Linienschema Punkte machen, wie oft man den Fehler begangen hat – um ihn von Mal zu Mal weniger zu begehen. Dies braucht Aufmerksamkeit und Zucht. In der oft doch sehr nüchternen Vereinigung mit dem Willen Gottes, in der Übergabe an ihn – ganz gleich, ob er leicht oder schwer, angenehm oder unangenehm, Kampf oder Entspannung bedeutet – besteht der Einigungsweg des Glaubens.

2. Ordensleben als Form der Nachfolge Jesu

2.1 Definition

Ordensleben als eine Form der Nachfolge Christi ist nach Can. 573 definiert als eine auf Dauer angelegte Lebensweise in einem Institut des geweihten Lebens, die Gläubige

in freier Entscheidung zu den evangelischen Räten der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams übernehmen. Der um des Himmelreiches willen übernommene evangelische Rat der Keuschheit bringt die Verpflichtung zu vollkommener Enthaltensamkeit im Zölibat mit sich (Can. 599). Der evangelische Rat der Armut in der Nachfolge Christi hat außer einem in Wirklichkeit und im Geiste armen Leben, das nach Kräften in Bescheidenheit und fern von irdischem Reichtum zu führen ist, Abhängigkeit und Beschränkung in Gebrauch und Verfügung über Vermögen zur Folge (Can. 600). Der evangelische Rat des Gehorsams verpflichtet zur Unterwerfung des Willens gegenüber den rechtmäßigen Oberen als Stellvertretern Gottes, wenn sie im Rahmen der eigenen Konstitutionen befehlen (Can. 601).

2.2 Freiraum am Rand der Gesellschaft

Durch diese Bestimmungen wird ein Freiraum errichtet: Ordensleute müssen sich nicht oder sehr viel weniger kümmern um Verwaltung, Erhaltung, Zugewinn von Gütern, um Geldanlagen, Kaufen und Verkaufen, Handeln, Anschaffen, ... (Armut). Ordensleute müssen sich nicht kümmern um Karriereschritte, Entdecken von lukrativen Jobs, Bewerben, Pflegen nützlicher (Geschäfts-)Verbindungen; sie brauchen sich weniger einzupassen, noch die Spiele ihrer Herren mitspielen, bei denen sie ihren Lebensunterhalt verdienen; sie brauchen weniger zu „funktionieren“, ... (Gehorsam). Ordensleute müssen sich nicht darum kümmern, einen Partner zu finden, ihn bewerben, erhalten; nicht um Moden, Trends, Kosmetik und Wellness; sie haben nicht den dauernden Kampf der Geschlechter zu führen um Nähe und Distanz, um „sich selber“ und „ein Fleisch“ sein, um das Aushandeln von Abstimmungen in der Partnerschaft; sie haben nicht die ständige Unruhe der Kinder zu ertragen, die Sorgen um ihre Entwicklung und Ausbildung, die nötigen Auseinander-

setzungen mit ihnen; sie haben auch nicht die wirtschaftliche Verantwortung für das Kleinunternehmen Familie, die Erschütterungen, wenn der Partner krank wird oder gar stirbt. Sie treten nicht in einen weiteren Familienclan ein, in dem sie Verpflichtungen haben, ... (Keuschheit).

Auch wenn ich hier keineswegs einer Verantwortungslosigkeit oder gar Faulheit das Wort rede, ist der Ordenschrist durch seine Lebensform (ein Stück) herausgenommen aus den „normalen“ Abläufen, Gepflogenheiten und Spielregeln der zivilen Gesellschaft. Er kann seine Kräfte und Aufmerksamkeit anders und für anderes einsetzen. Sie können eingesetzt werden für eine kontemplative Lebensweise, für die Gemeinschaft und für die Arbeit in der speziellen Sendung seines Instituts. Allerdings darf dieser Freiraum nicht wieder neu verzweckt werden. Da muss Lücke, Leerstelle bleiben. Nur dann werden Gott und sein Wille wirklich an der ersten Stelle in seinem Leben stehen. Nur dann ist Gott für ihn „über allem und durch alles und in allem“ (Eph 4,5) „zum Lob seiner Herrlichkeit“ (Eph 1, 12.14). Damit verwirklicht er das „Deo vacare“, wie es in der Allegorie von Maria und Marta versinnbildet ist (Lk 10,38ff).

Ordensleben ist also am Rande der Gesellschaft situiert, viel weniger in sie verstrickt als andere Formen der Nachfolge. Der Rand ist Chance und Auftrag zugleich. Jede Kultur, jede Gesellschaft liegt unter dem Schatten der Erbsünde. Ihre Einrichtungen sind daher nicht in der Lage, zum wahren Leben in Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden zu führen. Beispielsweise zahlen die Zeche für die Lebensweise unserer Gesellschaft unsere Kinder per verschmutzter Umwelt und die Dritte Welt qua vorenthaltener Ressourcen. Natürlich stehen auch Ordensgemeinschaften unter dem Defekt der Erbsünde. Da sie jedoch an ihrem Platz am Rande der Gesellschaft viel weniger in der erbsündlich geprägten Kultur festgehalten werden, haben sie eher die Chance, eine alternative Kultur

unter dem Umkehrruf des Evangeliums zu errichten. Gerade weil diese aus dem gemeinsamen Boden der bürgerlichen Gegenwartskultur herauswächst, die Ordensleute auch mit den Schwierigkeiten und Widerständen ihrer Mitbürger kämpfen müssen, ist die Lebensweise, die sie entwickeln, eine gangbare Alternative. Das Leben braucht die Überzeugung von Gott als Schöpfer und Retter. Dies zu bezeugen ist ihr politisch-spiritueller Auftrag, ja auch ihre Pflicht gegenüber ihren weniger privilegiert lebenden Zeitgenossen. Aber dies gelingt natürlich nur in dem Maße, wie die Ordenschristen leben, was sie gelobt haben.

2.3 Verzicht

Der Freiraum des Ordenslebens wird konstituiert durch Verzicht.

- ◇ Wie alle Menschen verlangen auch Ordensleute danach, nicht nur über Dinge verfügen zu können, sondern ihr Eigentümer zu sein, sich an ihrem Eigentum zu erfreuen und es uneingeschränkt zu gebrauchen...
- ◇ Sie sehnen sich nach Status und Anerkennung, nach Erfolg und Prestige, nach Macht und Einfluss, um einen Bereich frei gestalten zu können. Sie möchten Karriere machen, „gebraucht“, gesucht, gefragt werden, bedeutungsvoll sein...
- ◇ Und sie sehnen sich nach intensiven Beziehungen, in denen sie sich zeigen können als die Menschen, die sie sind, ohne eine Rolle zu spielen; sie begehren Nähe mit einem geliebten Menschen in Ausschließlichkeit, Zärtlichkeit und Intimität; sie möchten Erotik, Lust und sexuelle Erfüllung empfinden ...

Im Ordensleben wie anderswo ist nicht nur Thema, was man gewählt hat, sondern noch viel mehr, worauf man verzichtet, was das Leben des Gewählten behindert und „stört“. Da Ordensleute auf solche Erfüllungen verzichten, ist gerade für sie Einsamkeit, Unerfülltheit, Leere, Langeweile, die Unfähigkeit, mit

sich etwas anfangen zu können, sowie das Begehren, das Habenwollen und Geltenwollen ein zentrales Thema ihres Lebens, dem sie sich als Nachfolger Christi zu stellen haben.

2.4 Läuterung des Gottesbildes

Durch den mit ihrer Lebensform gegebenen Mangel an Zerstreuung und konfrontiert mit ihren Gefühlen haben Ordensleute die Chance, frühere überfordernde Erfahrungen verarbeiten zu können, wenn ihr Umfeld ihnen dazu genügend Sicherheit und Verständnis, aber auch Abgegrenztheit und Herausforderung entgegenbringt. So können sie Zugang gewinnen zu ihren inneren Bildern ihrer Eltern und der Atmosphäre ihrer Beziehungen zu ihnen, also zu den ihre Psyche strukturierenden Episoden. Dies ermöglicht Entwicklungsprozesse, in denen sich auch ihr Gottesbild reinigt, das sich ja entlang der Erfahrungen mit ihren Eltern herausbildet. Es verliert die Züge einer familiären Instanz, die allmächtig und auf mysteriöse Weise eingreifen kann, um eine Welt herzustellen, wie ich sie mir letztendlich vorstelle: eine Welt, in der klar ist, wer und was gut und böse ist; eine Welt, in der ich Unbill und Not nicht erleiden muss und vor Bösem geschützt werde, vielmehr Ehre und Erfolg erhalte; eine Instanz, die als Preis für ihr Eingreifen mein Wohlverhalten (gemäß meiner Vorstellungen von ihren Erwartungen an mich) fordert. Der Preis eines solchen Bildes ist die eigene Unfreiheit und Infantilisierung, die kraftlos und ideenlos machen. Die Konsequenz auf Dauer ist Unzufriedenheit und Unversöhntheit ob eines nicht gelebten, persönlichen Lebens, das einer illusionären Projektion geopfert wurde. In der Reinigung des Gottesbildes finden die Ordensleute nicht nur zu einer Annahme der tatsächlichen Welt, wie Gott sie geschaffen und gewollt hat und zu ihrem „wahren Selbst“, sondern auch zu Gott, der nicht ihre Projektion ist, sondern wahrhaft transzendent und immanent; der in allem anweist, in guten *und* in schweren Stun-

den, in Gesundheit *und* in Krankheit, in Leben *und* Tod. Im Maße, wie sie in diesem im Sein anwesenden Gott ihr Genüge finden, können sie sich mit offenen Händen auf das Leben einlassen.

2.5 Arbeit auch an sich selbst

Aus dem Gesagten wird schon deutlich, dass das Ordensleben zu einer Arbeit an sich selbst zur Entwicklung und Reifung der Persönlichkeit drängt, wofür Gebet und Meditation wesentliche Mittel sind. Solche Prozesse sind schon grundgelegt in den Wegen, die Männern und Frauen eine Entscheidung für das Ordensleben überhaupt erst ermöglichen. Wer Ordensleben wählt, begibt sich in eine Form der Nachfolge Jesu, in der er sich u.a. gegen eine sexuelle und nahe Beziehung entscheidet, zu der ihn seine Natur und die von ihr in Aussicht gestellte Lust eigentlich schon antreiben. „Jeder Aff hat seine Äffin...“ – selbstverständlich! Zumindest zeitweise. Er könnte Nachfolge Jesu in anderen Formen leben, z.B. der Ehe. Er könnte auch als Verheirateter Theologie, Pastoral etc. zu einem haupt- oder nebenberuflichen Arbeitsfeld machen. Wie kommt also ein Mensch unserer Gesellschaft, in der Sexualität allgegenwärtig, öffentlich und in nahezu jeder Form erlaubt und erwünscht ist, auf eine solche Idee zölibatären Lebens um des Evangeliums willen? Eine Rolle könnte dabei spielen, dass er, wie nicht wenige seiner Zeitgenossen auch, noch so unter den Konfliktmustern seiner Ursprungsfamilie steht, dass er nicht wirklich frei ist für eine echte Partnerschaft oder die Gründung einer eigenen Familie. Für einen Ordenseintritt muss jedoch noch Entscheidendes hinzukommen: nämlich dass er den Mangel an Sinn, an befriedigenden Beziehungen, an Halt, an Zugang zu sich selbst, zu den eigenen Gefühlen oder wie immer er seine Verstrickung erleidet, nicht nur ausagiert, sondern sich ihm stellt und nach Heilung Ausschau hält – so wie die Vielen im Evangelium, die Hilfe suchen und Jesus be-

gegen – und dann tatsächlich auch er eine mindestens anfanghafte Erfahrung von Heilung macht. Was dabei geschieht, ist offenbar mehr als die bloße Reparatur eines Mangels. Es ist auch eine Erfahrung von Trost, von Sinn, von Perspektive. Im Kern ist es Begegnung mit dem gnadenhaft sich mitteilenden Gott, welche den Wunsch erweckt, hinter Jesus herzuzugehen, um das Leben in Fülle zu haben. Erst jetzt kann ihm ein religiöses, Gott geweihtes Leben als sein Weg zu dieser Verheißung erscheinen.

Arbeit an sich selbst, Sich-dem-Leben- und -sich-selber-Stellen als Kreuzesnachfolge ist Ordenschristen genauso unlieb wie allen anderen Menschen. Auch sie wollen es lieber vermeiden: sie ertragen die Zweckfreiheit ihres Freiraums nur schwer, vernachlässigen das Gebet, fliehen in Arbeit oder Faulheit. Übrig bleibt ein abgesichertes, relativ sorgloses, bequemes Leben. Diese Gefahr besteht und bestand wohl zu allen Zeiten. Um nur Goethes Reinecke Fuchs zu Wort kommen zu lassen: „Allein, wir sehen zu deutlich, ihre Gelübde gefallen den guten Herren so wenig, als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen. ... Wenige finden sich wahrlich, nicht sieben, welche der Vorschrift ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweisen. Und so ist der geistliche Stand gar schwach und gebrechlich.“ (Achter Gesang)

2.6 Strukturelemente des Ordenslebens

Christliches Leben entfaltet sich stets in Kontemplation, Gemeinschaft, Sendung und Dienst. Wird es in Form des Ordenslebens gelebt, könnte dies in der folgenden Weise geschehen:

2.6.1 Kontemplation

Primäres Medium und Waffe im Kampf um die Nachfolge Jesu im Ordensleben ist das Gebet. Jesus hat in den Liturgien seiner Zeit gebetet. Aber wie hat er gebetet in der Wüste oder wenn er in der Frühe aufstand (Mk 1,35), oder wenn er gar ganze Nächte hindurch ge-

betet hat (Mk 6,47), was wohl nicht nur einmal vorkam (Lk 22,39 geht er abends, wie gewohnt, zum Ölberg)? Gegenüber der Menge seines persönlichen Betens fällt die Belehrung darüber fast dürftig aus: nicht viele Worte machen (Mt 6,7); nicht narzisstische Bestätigung suchen (Mt 6,5); der „unsichere“ Faktor beim Gebet ist nicht Gott, den man wunder wie berennen müsse, um etwas zu erlangen: der Mensch will es nicht aushalten, Suchender und Anklopfender zu sein, und zwar solange, bis Gott seinen Geist schenkt (Lk 12,5-13). Das „Vater unser“ schildert die Atmosphäre des Gebetes, die gekennzeichnet ist durch eine Haltung einerseits der völligen Übergabe an einen Vater und seinen Willen, der transzendent („im Himmel“) und allein heilig ist – jenseits all unserer Bilder von ihm –, andererseits der Demut, da völlig angewiesen auf den Empfang des täglich Nötigen, der göttlichen Selbstmitteilung und der Treue auf dem hinabsteigenden Weg mit seinen Spannungen und Dunkelheiten. Also Fazit: Schweigen, verweilend bei den inneren Bewegungen, diese bisweilen ins Wort bringend (in Getsemani, am Kreuz) in einer Haltung demütigen Sich-Überlassens dem, was ist, gerade auch der eigenen Armut.

2.6.2 *Gemeinschaft*

Wer Ordensleben wählt, entscheidet sich gegen eine nahe und intime Beziehung zu einem Partner oder einer Partnerin, entscheidet sich gegen familiäre Beziehungen. In der Spannungseinheit von „alleine – gemeinsam“, die für jede Art von Beziehung gilt, lebt der Ordenschrist näher am Pol des Alleinseins. Dennoch braucht er (1) die Hilfe anderer auf seinem Weg der Nachfolge und schuldet den anderen auch seinen Beitrag. Davon ist nicht zu trennen, (2) die Kultur der Gemeinschaft nach innen so auszugestalten, dass sie ihren Mitgliedern auf dem Weg der Nachfolge dient. Und schließlich (3) geht es auch um die Außendarstellung der Gemeinschaft, um ihr allgemeines Zeugnis sowie ihren speziellen Dienst.

Punkt (1) findet z.B. in Geistlicher Begleitung statt, die der/die Einzelne für sich in Anspruch nimmt, in der Regel außerhalb der Kommunität oder des Konventes. Vielleicht muss es so sein, wenn man dicht aufeinander lebt, da man einerseits einen persönlichen Freiraum braucht und andererseits auch nicht alle im Konvent im Stande sind, die Belastung durch die Probleme des Mitbruders oder der Mitschwester gut auszuhalten. Auch in Ehen gibt es das Phänomen, dass die Eheleute nicht immer alles miteinander besprechen können. Punkt (2) wird von Männern und Frauen scheinbar unterschiedlich gelebt: Frauen betonen meist die Seite der Einheitlichkeit, so dass sie eng aufeinandersitzen. Männer leben eher Unterschiedlichkeit und Beliebigkeit und lassen sich gegenseitig Spielräume. Beides dient vermutlich der Vermeidung von Konflikten, die entstehen, wenn die tatsächlich vorhandene Unterschiedlichkeit zugelassen, in den Blick genommen und ausgetragen wird. Das Ziel, verbindlich und versöhnt miteinander zu leben, – nicht nebeneinander, sondern in aller Unterschiedlichkeit aufeinander bezogen – ist ohne Austragung dieser Konflikte jedoch nicht zu erreichen.

Das Gemeindegemeinschaft bei Matthäus (Mt 18) scheint mir da gerade auch für Ordensgemeinschaften eine bleibende Herausforderung: sein Thema sind die versöhnten Beziehungen der Gemeindeglieder untereinander. Um diese geht es, nicht um eine Lehre über Aufbau- und Ablauforganisation, obwohl es Ämter in der Gemeinde zu dieser Zeit schon gab. Für dieses Ziel des versöhnten Miteinanders wird kein heißes Eisen ausgelassen: „Größe“ – d.h. Macht, Status, Einfluss – wird genauso thematisiert wie „Verführung“ – d.h. den Umgang mit dem Begehren, – und „Sünde“ in der Gemeinde. Dies impliziert dreierlei: erstens heißt „versöhntes Miteinander“ nicht beziehungsloses Nebeneinander, sondern gegenseitige Bezo-genheit, Kommunikation, Mitteilen. Zweitens scheinen die Gemeindeglieder keine

„Vollkommenen“ gewesen zu sein, die über Versuchung, Sünde etc. erhaben sind, sondern fehlbare Menschen, die sich mit solchen Themen auseinandersetzen müssen. Und drittens mussten die Probleme nicht mit einem heuchlerischen „so tun, als ob...“ zugeschüttet werden, sondern sie waren thematisierbar: man hatte zumindest den Anspruch, über Macht und Einfluss, über Neid und Konkurrenz, über Begierden und Leidenschaft, über Regeln und ihre Verletzung miteinander zu kommunizieren. Da versöhnte, vorbehaltlose Beziehungen nicht ohne Austragung von Konflikten möglich sind, stellt unser Text diese geradezu in den Mittelpunkt (auch räumlich): „Wenn dein Bruder sündigt, dann geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zurecht“ (V 15). Die Zugehörigkeit zur Gemeinde ist abhängig von der Bereitschaft zu hören: „Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder zurückgewonnen“ (ebda.). Da man nicht annehmen kann, das Evangelium ziele schweigende Unterwerfung an, geht es hier folglich darum, sich auf Auseinandersetzung, auf Konfliktaustragung einzulassen. Diese bleibt keineswegs eine asymmetrische Angelegenheit, wo klar ist, wer Sünder, wer Gerechter ist. Ausgangspunkt des Konfliktes sind die Beobachtungen, Bewertungen, Gefühle, Phantasien des einen, die dann, in der Austragung des Konfliktes, natürlich auch ihrerseits hinterfragt werden. Die Tatsache eines ausgefeilten Prozedere (V 16f) für diese prekäre Situation unterstreicht, dass es dabei um den Kern der christlichen Gemeinde geht: Versammlung in Jesu Namen scheint Dialog, aufeinander Hören, gerade im Ernstfall des Konflikts zu sein. Da solches Hören jeden Beteiligten an die eigenen Grenzen bringt, an denen er seine Armut erlebt, wird genau dieser Prozess zur Begegnung mit Christus: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (V 20)

Im Gemeindemodell des Matthäus spielt also eine offene, direkte Kommunikation, die über übliche und je neu auftauchende Kommuni-

kationsgrenzen stetig hinauswächst, eine zentrale Rolle. Und in der Tat gelingt die Nachfolge Jesu nicht allein durch den Einsatz geistlicher Übungen, so wichtig diese sind. Ohne die Rückmeldungen anderer, ohne die Auseinandersetzung mit ihnen, kommt man schwer an die eigenen blinden Flecken und die ihnen zugrundeliegenden Episoden heran, können diese nicht heilen, kann die Person nicht wachsen. Christusbefolgen in Form der Ehe begünstigt dies. Im Ordensleben kann man sich daran vorbeidrücken, wenn nicht die Gemeinschaft die Entwicklung einer solchen Art der Kommunikation als bleibende Aufgabe erkennt und sich ihr stellt.

Aber auch die Punkte (2) und (3) hängen an der Qualität der Kommunikation. Eine Kultur und Sendung zu entfalten, die die gemeinsame Vision von Nachfolge Jesu unterstützt, gelingt auch nur, wenn man offen über das reden kann, was Sache ist: z.B. die Verschiedenheit der Interessen und Rollen, Vorstellungen und Normierungsideen, Ziele und Wege; die Fragen von Macht und Einfluss, Störungen, Konflikten usw. Sonst wird der Widerstand nicht bearbeitet, es bleibt bei schönen Worten, die nichts bewegen. Dies trifft um so mehr in Zeiten wie unseren zu, wo das Ordensleben tiefgreifenden Umbrüchen unterworfen ist. Solche einschneidenden Veränderungen, was das Selbstverständnis, die Lebensweise, die spezielle Sendung des Instituts betrifft, sind nur zu meistern, wenn kreative Unruhe gefördert wird und man sich mit „störenden“ Ideen auseinandersetzt. Dazu muss man konfliktfähig sein. Das kann man nicht werden, ohne eine gemeinsame Vision zu teilen, die eigene Aufgabe als Mitwirkung am Ziel des Ganzen zu verstehen und sich auf diese Weise zugehörig und verbunden zu fühlen. Auch hier ist Arbeit zu tun gegen die – nicht nur innere – Emigration etlicher Mitglieder.

2.6.3 Dienst und Sendung

Der Schlüssel zum Leben liegt nicht „draußen“ in den Dingen der Welt, in den Objekten

Dten, sondern innerhalb der Person. In diesem Innen ist ja der gesamte Kosmos und die Weise seiner Rezeption durch das erkennende Subjekt abgebildet. Auf dem Weg nach Innen, den der (Ordens-) Christ geht, begegnet ihm Alles im begrenzenden Ausschnitt seines Lebens, dasselbe, was in ihrer Weise alle Menschen beschäftigt: Erfahrungen von Gott und Sinn, Einsamkeit und Beziehung, Befriedigung und Mangel, Trost und Trostlosigkeit, Arbeit und Freizeit, Gesundheit und Krankheit, Sterben und Tod. Auf die Fragen, die sich hieraus ergeben, müssen alle Menschen versuchen zu antworten. Über das Durchleben hinaus lernt der Ordenschrist jedoch durch sein Studium der Heiligen Schriften, durch das Gespräch in der Gemeinschaft, sein Erleben ausdrücklich im Glauben zu reflektieren und zu interpretieren. Auf diese Weise ist er im Stande, seinen Mitmenschen eine christliche Deutung ihrer Lebenserfahrungen zu erschließen und Orientierung zu geben in der Wüste des Daseins, in der viele Menschen sich heute befinden: Wie sieht und versteht der Mensch sich selbst „richtig“? Was kann er erwarten: von sich, den anderen, vom Leben? Was soll er tun? Was kann er erhoffen? Wie kann er sich versöhnen mit sich, seinem Leben, anderen, mit Gott? Dies ist ein Dienst, den Ordensleute leisten, vor jedem speziellen Sendungsauftrag, den ihnen ihre Gemeinschaft anvertraut. Gerade der spezielle Auftrag, d.h. die konkrete Arbeit, die jedem Ordensmann und jeder Ordensfrau zugewiesen ist, schafft die Kontaktfläche mit den Menschen, in dem sie ihren allgemeinen Dienst verwirklichen können.

Um diese Kontaktflächen ist es heute nicht gut bestellt. Viele Menschen, wiewohl auf der Suche nach Orientierung und (religiöser) Identität, haben mit den Füßen gegen das kirchliche Angebot abgestimmt. Es wird nicht genügen in Zukunft, in neuer Gewandung das Bisherige zu machen. Christen, insbesondere auch Ordenschristen, werden durch das Bad der modernen Säkularisation

hindurchgehen müssen und sich trauen, bei ihrem Menschsein anzukommen. Die Aufgabe lautet, auf der Basis eines authentischen – nicht perfekten! – Lebens als Person und in Gemeinschaft die lebensspendende Kraft des Evangeliums zu erweisen: nüchtern, bescheiden, aufrichtig! Oder umgekehrt formuliert: den Glauben „herabsteigen“ zu lassen und ins alltägliche Leben und Menschsein als Lebensweise und Lebenshaltung zu inkarnieren. Aufgrund dieses Paradigmenwechsels, der der Nachfolge Christi im täglichen Leben den Vorrang gibt vor Liturgie und Wortverkündigung, werden auch diese wieder kraftvoll und treffend werden. Doch dies bedeutet Tiefergraben, Läuterungsprozesse der Einzelnen und auch der Gemeinschaften. Dadurch werden sich kreative und dynamische Perspektiven einer zukünftigen Sendung entwickeln können.

3. Ehe als Form der Nachfolge Jesu

Da ich ja Ordensleben als eine Form der Nachfolge Jesu neben anderen ansehe, will ich abschließend noch ein paar Worte zur Ehe sagen, damit Unterschiedlichkeit und Gemeinsamkeit dieser beiden Formen in der Gegenüberstellung sich verdeutlichen. Beide sind Lebensformen, die innere Wege ermöglichen, ja geradezu herausfordern, wenn man sich dem stellt, was ist. Die Wirklichkeit der Ehe besteht vor allem in der Beziehung zu der Person, mit der man das Leben in guten und schlechten Tagen teilt. Damit steht im Mittelpunkt der Nachfolge in der Ehe die Aufrechterhaltung liebevoller Beziehungen zur Ehefrau oder zum Ehemann.

Und da liegt auch die Herausforderung, ihr Kreuz: auch die beste und sorgsamste Partnerwahl ist defizitär: der Entscheidungsprozess für oder gegen einen Partner interferiert mit dessen Prozess, so dass es schwer ist, zu einem eigenständigen Urteil zu kommen; die beiden Liebenden stehen in der Sphäre ihrer

Eltern mit Bildern und Vorstellungen, die sich läutern und entwickeln müssen, also so gar nicht durchtragen können; wie starke Gefühle immer blind für die Wirklichkeit machen, macht auch Verliebtheit blind: man hält den Geliebten und die Liebe für etwas, was beide nicht sind. Brigitte Bardots Wort des Jahres 1964 (Die Zeit) „Liebe ist die größte Illusion“ bezeichnet die wohl unausweichliche Ent-täuschung, wenn man aufwacht und feststellt, dass der Partner und die Liebe nicht so sind, wie man sich das einmal vorgestellt hatte. Das ist das schmerzliche Ende einer Illusion, und gleichzeitig die Chance, die Liebe wirklich zu erlernen; zu entdecken, wer der Partner und man selber wirklich ist, und sich und ihn in aller Begrenztheit anzunehmen.

Man kann nicht einmal mit einer anderen Person auch nur unter einem Dach leben, ohne dass Konflikte entstehen und ausgeglichen werden müssen, wenn man auf Dauer und in Beziehung zusammenbleiben will. Noch weniger geht es ohne Konflikte, wenn man einander durch die fundamentale Enttäuschung und Kränkung hindurch in Liebe zugewandt leben will. Deswegen ist in der Ehe der Konflikt und seine persönliche Austragung hauptsächliches Medium der Nachfolge Jesu. Auf diesem Weg geschieht auch das Verlassen „von Vater und Mutter“ als Bedingung dafür, dass die Partner tatsächlich „ein Fleisch“ werden und beieinander bleiben können (Mt 19,5). Die Ehe produziert nicht nur Konflikte, sie begünstigt auch ihre Austragung durch das nahe Zusammenleben und den Wunsch, dass die Liebe ewig sei und die Partnerschaft gelinge. Vor allem aber auch durch das körperliche Verlangen der beiden nacheinander. Aber körperliche Nähe ist nur wirklich befriedigend, wenn auch die Seelen der beiden sich nahe sein können. Schwelende Konflikte behindern dies und fordern so dazu auf, bemerkt und bearbeitet zu werden. Die Gefahr ist hier, dass der mangelnde Freiraum, das Management des Alltags und das Vielerlei des Lebens die Kräfte

für das Gespräch miteinander aufzehren und erst recht die Austragung von Konflikten unter den Tisch fällt.

4. Schlussbemerkungen

Ohne das Kreuz, ohne innezuhalten und sich aufrichtig dem Leben zu stellen, kann man Leben in Fülle nicht erlangen. Das Kreuz ist eben der Weg, auf dem Gott sich uns mitteilt und sein göttliches Leben und seine Liebe in unsere Welt eindringen. Ohne eine der Kreuzesnachfolge entsprechende Lebensweise und -haltung wird es schwer werden, den Menschen einer säkularisierten, multireligiösen Gesellschaft zu erklären, inwiefern das Christentum erlösende Wirkung hat und wirkliche Hilfe auf dem Weg durch das Leben ist. Nicht Wenige hungern nach dieser „töricht“ Botschaft vom Kreuz, weil sie die ständigen banalen Verheißungen der „Weisheit dieser Welt“ satt haben (vgl. 1 Kor 1); aber sie möchten wissen, was zu tun ist, wenn man diesen Weg im Alltag beschreiten will.

Basis der Verständigung ist heute vor allem das gemeinsame Suchen der Menschen, wie sie ihr ungefragtes und befristetes, von Glücksverlangen und Enttäuschung gekennzeichnetes Dasein sinnvoll und in Würde meistern können. Diese Basis legt der Weg der Kreuzesnachfolge ohnehin frei. Man wird auf ihm unausweichlich mit sich als Mensch konfrontiert und lernt, sich anzunehmen und sein zu lassen. So, wie Jesus Menschsein annahm, ist auch unser Auftrag, unser Menschsein anzunehmen. Vollkommenheit, Heiligkeit besteht nicht darin, weniger vornehm erscheinende Teile unseres Menschseins zu verleugnen oder zu verdrängen, sondern ist mehr und mehr zugelassenes und angenommenes Menschsein. Wie in der chassidischen Geschichte, in der Rabbi Sussja lernen muss, dass es nicht darauf ankommt, Moses zu sein, sondern Rabbi Sussja, kommt es auch für uns darauf an, der Mensch zu sein und zu werden, als den Gott uns geschaffen

hat. Wie anders kann man den andern annehmen? Wie sonst kann man wahrhaft lieben? Wo sonst Gott glauben?

Vor dieser Herausforderung, sich persönlich zu stellen, entbinden weder der gewählte Lebensrahmen noch das Mitleben in einem katholischen oder christlichen Milieu. Genauso wenig hat den Zeitgenossen Jesu im Gericht ihre „Kenntnis“ genützt: „Wir haben doch mit dir gegessen und getrunken, und du hast auf unseren Straßen gelehrt“ (Lk 13,26). Das Reich wird denen vermacht, die mit ihm in allen Prüfungen ausharren (Lk 22, 28f). Die Nachfolge Jesu ist in der Verantwortung jedes einzelnen Menschen, so sehr er der Gemeinschaft bedarf, um sie leben zu können.

Was ist zu tun? Auf der individuellen Ebene braucht es Einübung in das Sich-dem-Leben-Stellen, braucht es Arbeit an der Entwicklung der Persönlichkeit. Damit zusammen hängt die Entwicklung von angemessenen Gebetsweisen und der Fähigkeit zu Dialog, insbesondere zur Austragung von Konflikten. Auf der Ebene der Kommunität braucht es die Entwicklung von dienlichen Strukturen und einer offenen und direkten Kommunikation, mit deren Hilfe die Gemeinschaft sich auf dem Weg der Nachfolge unter-

stützen und anstehende Fragen besprechen kann. Auf der Ebene der Gesamtgemeinschaft braucht es Prozesse, um das Charisma für heute zu interpretieren.

P. Bertram Dickerhof SJ ist Leiter des Instituts der Orden für missionarische Seelsorge und Spiritualität (IMS).

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Autor, Leiter des IMS – Institut der Orden, am 22.02.2006 bei der Jahrestagung der AGNO gehalten hat.

- 1 Das konkrete Modell von Ordensleben morgen, dem ich in den verschiedensten Gemeinschaften und Gruppierungen begegne, ist die menschlich-geistlich intensiv miteinander lebende Zelle, eine kleine Gruppe von Brüdern oder Schwestern, die offen ist für das Mitleben von Suchenden und in traditionellen Arbeitsfeldern oder durch Jobs ihren Lebensunterhalt verdient. Bei allem Eigenleben, das diese Zelle braucht, sehe ich sie eingebettet in eine Gemeinde, in einen Freundeskreis, in den Kreis ihrer Gäste, ..., vernetzt mit anderen Zellen, also keinesfalls isoliert.
- 2 Sie finden diesen Beitrag auch auf www.ashram-jesu.de > Philosophie > Ausführliche Darstellung oder auf www.institut-der-orden.de > Veröffentlichungen > Beiträge zu Ordensleben.
- 3 GÜ 91 ff, in: Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen; hrsg. von Adolf Haas, Herder, 1966.